

MEDIZINISCHER EINSATZ IM KRIEGSGEBIET

Helfen von Angesicht zu Angesicht

Der Nürnberger Arzt Gerhard Gradl betreut mittellose Patienten im Libanon

Als Gerhard Gradl die Sprechstunde eröffnet, warten bereits mehr als 50 Patienten auf den Arzt. Es sind vor allem Frauen – ganz in schwarz gekleidet, verschleiert mit nur einem Sehschlitz für die Augen – und Kinder. Ein Tisch und drei weiße Plastikstühle in einer zugigen Garage sind heute die Arztpraxis. Doch den Patienten ist die dürftige Ausstattung egal, warten sie doch zum Teil seit Wochen auf ärztliche Versorgung.

Mit zwei Kolleginnen ist Gradl an diesem Morgen aus Beirut in den kleinen Ort Syr ed Danniye kurz vor der syrischen Grenze gekommen, um Kriegsflüchtlinge zu behandeln. Die Mediziner sind von der christlichen Hilfsorganisation „humedica“ aus dem bayerischen Kaufbeuren in den Libanon entsandt worden. „Für mich ist der wesentliche Gedanke, dass es uns gut geht und wir einfach die Pflicht haben, etwas davon zurückzugeben“, sagt Gradl. „Das kann ich entweder mit Geld tun oder durch persönliches Engagement. Mit meinem Beruf habe ich die Möglichkeit, von Angesicht zu Angesicht zu helfen.“

Für den Einsatz hat er zwei Wochen seine Hausarztpraxis in Nürnberg zugesperrt. „Zum Glück habe ich daheim Kollegen, die verstehen, was ich hier tue, und mich gern vertreten.“ Gerhard Gradl ist spezialisiert auf Palliativ-Therapie und

Reisemedizin. Doch bei seinen Hilfeinsätzen ist die medizinische Ausrichtung zweitrangig. Hier behandelt er Schussverletzungen ebenso wie Kinderkrankheiten oder Frauenleiden.

Die Untersuchungen heute erfordern vor allem Fingerspitzengefühl. Keinesfalls darf der Arzt die Haare seiner verschleierten Patientinnen sehen. Um sie abzuhören, muss er mit dem Stethoskop durch mehrere Lagen dicken schwarzen Stoff hindurch lauschen. Die Übersetzerin an Gradls Seite müht sich, die Schilderungen der Patientinnen aus dem Arabischen ins Englische zu übersetzen.

Kinder mit Schnupfnasen

Die Krankheiten, die der Arzt hier zu sehen bekommt, gleichen denen in einer deutschen Hausarztpraxis. Die Kinder haben Schnupfnasen oder Durchfälle, es gibt kleinere Hautkrankheiten durch schlechte Hygiene. Und immer wieder psychosomatische Beschwerden wie Rücken- oder Kopfschmerzen.

Die Wunden, die der bewaffnete Konflikt in der Heimat gerissen hat, sind bei diesen Menschen nicht körperlich. „Die Flüchtlinge sind durch ihre Kriegserlebnisse gezeichnet“, sagt

Gradl. „Wir haben völlig traumatisierte Kinder, die ihre Nachbarn sterben sahen oder deren Vater nicht mehr wiederkommt. Wir haben Eltern, die an der Zukunft verzweifeln und sich am liebsten das Leben nehmen möchten“, berichtet der Mediziner.

Eine ungewöhnliche Situation für die Ärzte, die gekommen waren, um Kranken zu helfen und Kriegswunden zu behandeln, und nun mit verletzten Seelen konfrontiert sind. Doch für die Flüchtlinge ist es oftmals schon heilsam, dass ihnen endlich einmal jemand zuhört. Und egal ob die Ärzte Antibiotika austeilten oder nur ernsthaft den Sorgen ihrer Patienten gelauscht haben – ihnen schlägt große Dankbarkeit entgegen.

Wäre Gerhard Gradl seinem ursprünglichen Berufswunsch nachgekommen, würde er heute vermutlich Kampfhubschrauber fliegen. Das Medizinstudium absolvierte der 54-Jährige bei der Bundeswehr, 14 Jahre hat er als Arzt in der Armee gedient, bevor er sich mit einer Praxis selbstständig machte. Die Entscheidung, zu heilen statt zu kämpfen, hat er nie bereut. „Mir gefallen die vielen Möglichkeiten, die der Beruf mit sich bringt“, sagt er.

Doch irgendwann begann es den Arzt in die Ferne zu ziehen – zu

Menschen, denen sonst keiner hilft. Erste Station des engagierten Christen war das Aids-Hospiz Asha Kiran in der indischen Partnerdiözese von Eichstätt, Poona. „Die festen Strukturen der Kirche waren bei diesem ersten Einsatz sehr hilfreich“, erinnert er sich. Da Gradl seine Praxis nicht lange allein lassen kann, sind die zwei bis vier Wochen dauernden Einsätze für „humedica“ ideal.

Flutopfer und Flüchtlinge

Fünf Mal war der Arzt mittlerweile mit den Helfern aus Kaufbeuren unterwegs. Er arbeitete 2010 in einem Krankenhaus in Niger, half noch im selben Jahr bei der Überflutungskatastrophe in Benin und versorgte im Jahr darauf Patienten in einem äthiopischen Flüchtlingslager. Zuletzt kümmerte er sich 2012 um Opfer des Taifuns auf den Philippinen. „Für mich ist das ein Stück gelebte Menschlichkeit“, sagt Gradl.

Als er nach zwei Wochen im Libanon zurück nach Deutschland fliegt, hat er rund 650 Menschen behandelt. „Vielleicht ist das angesichts der mehr als 500 000 syrischen Flüchtlinge nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, aber diesen Menschen ist geholfen worden“, sagt er zufrieden. Doch er weiß: Die Arbeit ist nie zu Ende. Und so wird Gerhard Gradl seine Praxis in Nürnberg wohl bald wieder gegen eine umfunktionierte Garage irgendwo auf der Welt eintauschen.

Fridtjof Atterdal



Foto: Atterdal